

(Nachdruck verboten.)

81]

## Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

Die junge Frau ging indessen, augenscheinlich darüber erregt, daß man sogleich über ihre Kinder urteilen würde, mit schnellen Schritten Rechljudow voraus in die inneren Zimmer. Im dritten, hohen Zimmer mit weißen Tapeten, das durch eine kleine Lampe mit dunklem Lampenschirm erleuchtet war, standen nebeneinander zwei kleine Betten, und zwischen ihnen saß in weißer Pelertine eine Wärterin mit einem sibirischen, gutmütigen Gesicht mit breistehenden Backenknochen. Die Wärterin stand auf und verneigte sich, die Mutter beugte sich über das erste Bett.

„Das ist Katja,“ sagte sie, die gestrickte Bettdecke über einem langhaarigen, zweijährigen Mädchen in Ordnung bringend, das ruhig schlief und das Mädchen geöffnet hatte. „Ist sie hübsch? Sie ist erst zwei Jahre alt.“

„Reizend!“

„Und das ist Wasjut, wie sein Großvater ihn gekauft hat. Ein ganz anderer Typus. Ein Sibirjak, nicht wahr?“

„Ja, ein schöner Knabe,“ sagte Rechljudow, den kleinen, auf dem Bauch schlafenden Dickwanst betrachtend.

Die Mutter stand daneben und lächelte vielsagend.

Rechljudow dachte an die Ketten, die rasierten Köpfe, die Prügelei, die Verdorbenheit, den sterbenden Kryljow und Katjuscha. Und er empfand Neid und wünschte sich eben solch schönes und, wie ihm schien, reines Glück.

Nachdem er die Kinder mehrfach gelobt und dadurch die Mutter, wenn auch nur zum Teil zufriedengestellt hatte, trat er hinter ihr hinaus in das Gastzimmer, wo der Engländer schon auf ihn wartete, um zusammen mit ihm, wie sie verabredet, ins Gefängnis zu fahren. Nachdem er von den lieben Wirkleuten, alten und jungen, Abschied genommen, trat Rechljudow mit dem Engländer auf die Treppe des Generalshauses hinaus.

Das Wetter hatte sich geändert. Ausgiebiger Schnee fiel in Floden und bedeckte schon den Weg und das Dach und die Bäume im Garten und die Anfuhr und das Verdeck der Remdroschke und den Rücken des Pferdes. Der Engländer besaß seine eigne Equipage, und Rechljudow befohl dem Aufseher des Engländer's, nach dem Gefängnis zu fahren, setzte sich allein in seine Remdroschke und fuhr hinter ihm her.

### Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Das finstere Gefängnisgebäude, mit der Schildwache und einer Laterne im Thorweg, machte trotz der reinen weißen Decke, die jetzt alles, die Anfuhr und das Dach und die Wände bedeckte, einen finsternen Eindruck.

Der imposante Inspektor trat in den Thorweg hinaus, und nachdem er bei der Laterne den Einlaßschein, der Rechljudow und dem Engländer gegeben war, gelesen, zuckte er verständnislos die mächtigen Schultern, forderte aber in Erfüllung der Vorschrift die Besucher auf, ihm zu folgen. Er führte sie erst auf den Hof und dann durch eine Thür rechts und eine Treppe hinauf in das Bureau. Nachdem er ihnen angeboten, Platz zu nehmen, fragte er, womit er ihnen dienen könne, und als er Rechljudow's Wunsch erfahren, jetzt die Maslowa zu sehen, sandte er einen Aufseher nach ihr und schickte sich an, auf die Fragen zu antworten, die der Engländer an ihn zu richten beabsichtigte, bevor sie in die Zellen gingen.

„Für wie viel Menschen ist das Gefängnis gebaut?“ fragte der Engländer durch Rechljudow. „Wie viel Gefangene? Wie viel Männer, wie viel Frauen und Kinder? Wie viel Zwangsarbeiter, Verbannte, freiwillig Folgende? Wie viel Kranke?“

Rechljudow übersehte die Worte des Engländer's und des Inspektors, ohne in ihren Sinn einzudringen, und war ganz unerwartet für sich selbst besangen wegen des bevorstehenden Zusammentreffens. Als er zwischen den Phrasen, die er dem Engländer übersehte, sich nähernde Schritte hörte und die Tür des Bureaus sich öffnete und, wie das häufig

vorgekommen war, jetzt aber wahrscheinlich zum letztenmal, ein Aufseher eintrat und nach ihm Katjuscha, mit einem Tuch um den Kopf und im Arrestantenkleide, empfand er bei ihrem Anblick ein schweres, übelwollendes Gefühl.

„Ich will leben, will Familie, Kinder haben, will ein menschliches Leben leben,“ bligte es ihm durch den Kopf, als sie mit schnellen Schritten in das Zimmer trat.

Er stand auf und ging ihr einige Schritte entgegen. Sie hatte noch nichts gesagt, aber ihr erregtes Gesicht überraschte ihn. Ihr Gesicht glänzte von erregter Entschlossenheit. Er hatte sie niemals so gesehen. Sie wurde rot und blaß, ihre Finger drehten krampfhaft den Saum des Leibchens zusammen, und bald blickte sie ihn an, bald wendete sie den Blick ab.

„Wissen Sie schon?“ fragte Rechljudow.

„Ja, man hat es mir gesagt; nur habe ich mich jetzt erst entschieden. Ich werde Wladimir Iwanowitsch bitten...“ sie sprach schnell, genau, als hätte sie alles das vorbereitet, was sie sagen würde.

„Wieso, Wladimir Iwanowitsch...“ wollte Rechljudow beginnen, aber sie unterbrach ihn.

„Wenn er nichts weiter wollte, als daß ich mit ihm zusammenlebe...“ sie hielt erschreckt inne und verbesserte sich: „daß ich bei ihm bin. Kann mir etwas Besseres begegnen? Vielleicht bin ich ihm nützlich und andren auch... Was soll ich denn?“

Eins von beiden war der Fall: Entweder liebte sie Simonson und wünschte das Opfer gar nicht, durch das er sich jetzt so bedrückt fühlte; oder sie fuhr fort, ihn, Rechljudow, zu lieben und entsagte ihm zu seinem Wohl, verbrannte für immer die Schiffe hinter sich, indem sie ihr Schicksal mit dem Simonsons vereinigte. Rechljudow verstand das, und er schämte sich. Er fühlte, daß er rot wurde.

„Wenn Sie ihn lieben...“ sagte er.

„Ich habe doch niemals solche Leute kennen gelernt; die kann man nicht lieben. Und Wladimir Iwanowitsch ist so ganz besonders.“

„Ja, versteht sich,“ begann Rechljudow. „Er ist ein trefflicher Mensch, und ich denke...“

Sie unterbrach ihn, als fürchtete sie, er würde etwas zu viel sagen oder etwas, was sie überhaupt nicht aussprechen würde.

„Nein, verzeihen Sie mir, wenn ich das nicht thue, was Sie wollen,“ sagte sie. „Sie müssen auch leben.“

Sie sagte ihm dasselbe, was er sich soeben selbst gesagt hatte.

Aber jetzt dachte er schon nicht mehr daran, sondern dachte und fühlte etwas ganz andres. Er schämte sich nicht nur, sondern ihm war auch weh.

„Ist wirklich alles zwischen uns zu Ende?“ sagte er.

„Ja, so ungefähr,“ sagte sie und lächelte sonderbar.

„Ich möchte Ihnen aber trotz alledem helfen.“

„Wir“ — sie sagte „wir“ — und blickte Rechljudow an — „brauchen nichts. Ich bin Ihnen auch schon so in allem verpflichtet. Wenn Sie nicht gewesen wären...“, sie wollte etwas sagen, und ihre Stimme zitterte.

„Ich weiß nicht, wer dem andern mehr verpflichtet ist. Unse Rechnung begleicht Gott“, sagte Rechljudow.

„Ja, ja, Gott“, flüsterte sie.

„Are you ready?“ fragte inzwischen der Engländer.

„Directly,“ antwortete Rechljudow und fragte sie nach Kryljow.

Sie war aus ihrer Erregung zu sich gekommen und erzählte ruhig, was sie wußte: Kryljow war unterwegs sehr schwach geworden, und man hatte ihn sofort in Krankenhaus gebracht. Marja Pawlowna hatte gebeten, ihn pflegen zu dürfen, aber noch war keine Antwort da.

„Also soll ich gehen?“ sagte sie, da sie bemerkte, daß der Engländer wartete.

„Ich verabschiede mich nicht, ich sehe Sie noch,“ sagte Rechljudow, ihr die Hand reichend.

„Verzeihen Sie,“ sagte sie kaum hörbar. Ihre Blicke begegneten sich, und aus dem sonderbaren schiefen Blick und dem jämmerlichen Lächeln, mit dem sie nicht „Leben Sie wohl“, sondern „Verzeihen Sie“ sagte, verstand Rechljudow, daß von den beiden Annahmen in betreff der Ursache ihrer Entscheidung die zweite die richtige war: sie liebte ihn und

glaubte, daß, wenn sie sich mit ihm verbände, sie sein Leben verderben, wenn sie aber mit Simonson ginge, ihn befreien würde.

Sie drückte seine Hand, wandte sich schnell um und ging hinaus.

Der Engländer, der Nechjudow nicht genieren wollte, schrieb etwas in sein Notizbuch. Nechjudow setzte sich auf eine kleine Holzbank, die an der Wand stand, und ihm wurde plötzlich nicht nur beschämt, sondern hoffnungslos ums Herz. Und da er eine unbestimmte Müdigkeit fühlte, lehnte er sich gegen die Lehne der Bank, auf der er saß, schloß die Augen und schlief ein.

„Nun, ist es Ihnen jetzt gefällig, in die Zellen zu gehen?“ fragte der Inspektor.

Nechjudow wachte auf. Der Engländer hatte seine Niederschrift beendet und wünschte die Zellen zu besichtigen.

### Sechszwanzigstes Kapitel.

Nachdem sie den Flur durchschritten hatten und an den bis zum Ersticken stinkenden Korridor gekommen waren, traten der Inspektor, der Engländer und Nechjudow in die erste Zelle für Zwangsarbeiter. In der Zelle, mit Britschen in der Mitte, hatten sich alle Gefangenen schon hingelegt. Es waren ihrer siebzig. Sie lagen Kopf an Kopf und Seite an Seite. Beim Eintritt der Besucher sprangen alle mit den Ketten klirrend auf und stellten sich neben die Britschen, wobei ihre frischrasierten Köpfe glänzten. Zwei blieben liegen. Der eine war ein junger Mensch, rot, augenscheinlich vom Fieber — der andre ein Greis, der unaufhörlich stöhnte.

Der Engländer fragte, ob der junge Mensch schon lange erkrankt wäre. Der Inspektor sagte, seit heute morgen, der Greis aber hätte schon lange mit dem Unterleib zu thun, wäre jedoch nirgends unterzubringen, da das Lazarett längst überfüllt sei. Der Engländer schüttelte mißbilligend den Kopf und sagte, er möchte diesen Leuten einige Worte sagen, und bat Nechjudow, das zu übersetzen, was er sagen würde. Es zeigte sich, daß der Engländer außer dem einen Zweck seiner Reise: der Beschreibung der Zustände in Sibirien, noch einen andern hatte — die Verkündigung der Rettung durch den Glauben und durch Buße.

„Sagen Sie ihnen, daß Christus sich ihrer erbarmt und sie geliebt hat,“ sagte er, „und für sie gestorben ist. Wenn sie daran glauben, werden sie gerettet werden.“

So lange er sprach, standen alle Sträflinge schweigend vor den Britschen, die Hände stramm an den Hosennähten. „In diesem Buche, sagen Sie ihnen,“ schloß er, „ist alles das gesagt. Sind Leute da, die lesen können?“ Es zeigte sich, daß über zwanzig Menschen lesen und schreiben konnten.

Der Engländer zog aus seiner Handtasche einige Neue Testamente, und muskulöse Hände mit festen schwarzen Nägeln streckten sich aus hanfleinernen Ärmeln ihm entgegen, in dem sie einander zurückstießen. Er verteilte in dieser Zelle zwei Evangelien und ging in die folgende.

In der folgenden Zelle war ganz dasselbe: ebensolche bekommene Luft und Gestank; genau so hing vorne zwischen den Fenstern ein Heiligenbild und stand links von der Thür der Abortkübel, und lagen ebenso eng, Seite an Seite, die Gefangenen, und sprangen ebenso alle auf und machten Front und standen ebenso drei Menschen nicht auf. Zwei richteten sich auf und setzten sich hin, einer aber blieb liegen und sah nicht einmal nach den Eintretenden hin; es waren Kranke. Der Engländer hielt ihnen dieselbe Rede und gab ihnen ebenso zwei Evangelien.

In der dritten Zelle ertönte Geschrei und Streit. Der Inspektor klopfte an und schrie: „Ruhig!“ Als die Thür geöffnet wurde, machten alle wieder Front vor den Britschen, außer einigen und zwei Streitenden, die mit vor Wut entstellten Gesichtern sich in einander verklammert hatten, der eine im Haar, der andre im Bart. Sie ließen sich erst dann los, als ein Aufseher auf sie zulief. Dem einen war die Nase blutig geschlagen, der andre las die ihm ausgerissenen Barthaare auf.

„Stubenältester!“ schrie der Inspektor streng.

Ein hübscher, starker Mensch trat vor.

„Ganz unmöglich, sie zur Ruhe zu bringen, Euer Hochwohlgeboren,“ sagte der Älteste, mit den Augen fröhlich lächelnd.

„Ich werde schon Ruhe schaffen!“ sagte der Inspektor fester.

„What did they fight for?“ fragte der Engländer. Nechjudow fragte den Ältesten, wodurch der Streit entstanden wäre.

Wegen Fußlappen. Hat sich fremde stibigt,“ sagte der Älteste, mit Lächeln fortfahrend. „Der eine hat gestoßen, der andre das zurückgegeben.“

Nechjudow erzählte es dem Engländer.

„Ich möchte Ihnen wohl einige Worte sagen,“ sagte der Engländer, an den Inspektor gewandt. Nechjudow übersetzte. Der Inspektor sagte: „Das können Sie.“

Da holte der Engländer sein Neues Testament in Leder einband hervor.

„Bitte, übersetzen Sie das!“ sagte er Nechjudow. „Ihr habt euch gestritten und geschlagen, aber Christus, der für uns gestorben ist, hat uns ein andres Mittel gegeben, unsern Streit zu schlichten. Fragen Sie sie, ob sie wissen, wie man nach Christi Gebot mit einem Menschen verfahren muß, der uns kränkt?“

Nechjudow übersetzte die Worte und die Frage des Engländer.

„Dem Borgefekten Klagen, der wird es schlichten!“ sagte einer, indem er fragend auf den imposanten Inspektor schielte.

„Ihn verhanen, dann wird er uns nicht kränken,“ sagte ein anderer.

Hier und da ertönte beifälliges Gelächter. Nechjudow übersetzte dem Engländer ihre Antworten.

„Sagen Sie ihnen, daß man nach Christi Gebot gerade das Entgegengesetzte thun muß: so dir jemand einen Streich auf den Backen giebt, biete ihm den andern auch dar,“ sagte der Engländer, mit einer Geste seine Wade gleichsam anbietend. (Schluß folgt.)

### Aus der musikalischen Woche.

Die „Orientalische Operettengesellschaft“, die uns neulich mit der „Tochter Jerusalems“ gekränkt hat, suchte inzwischen ihren Mißerfolg zu dämpfen durch die Kundmachung, daß ihre Mitglieder nur Naturfänger- und -fängerinnen seien — eine Behauptung, die immer mit starkem Zweifel aufzunehmen ist und auch hier nur auf die Mehrzahl der Mitwirkenden passen dürfte. Darauf kam nun am Sonnabend und am Sonntag (welchen Tag wir zum Besuch wählten) eine neue Darbietung ähnlicher, doch erträglicherer Art: „Sulamith, Alttestamentarisches Melodrama“ von Goldfaden. Das gleiche Unheil wie bei jenem Stück zert auch hier an unserer Geduld: die gräuliche Sprache, die nicht nur die Laute, sondern auch die Worte verzerrt (z. B. den Ausdruck „verwechselt“ für „verwandelt“ gebraucht) und anscheinend nicht nur der unseligen Meinung entspringt, ein solches Medium rüde uns das betreffende Altertum nahe. Der Inhalt — eine Beklaffene, die sich wahnsinnig stellt, vom Schicksal gerächt wird, und Ihn zuletzt doch noch kriegt — bietet Momente dar, aus denen etwas zu machen wäre. Ebenso ist es mit der Musik: sie zeigt trotz ihrer Eintönigkeit manche feindige Note und manches nicht bloß leiermäßige Melodische. Die „Wahnsinnszene“ im dritten Akt ist szenisch und musikalisch ganz geschickt gebaut; ein wiederholter Septimenschritt im Gesang wirkt sehr eindringlich. Auch eine vorhergehende Schmerzarie, fern im zweiten Akt eine Art Spottchor und im ersten Akt ein Duett sind nicht übel; ja sogar der Schritt über die bloße Aneinanderreihung von „Nummern“ hinaus zu einem dramatischen (oder sagen wir lieber: szenischen) Verweben ist hier und da zu merken. Aber dann kommt wieder der scheußliche Wajazzo, diesmal ein hupfender Neger und das Publikum hat auch schon mit Herz und Fuß — man kann kaum andres sagen — gebeißelt. So haben wir selbst hier wieder das ästhetisch Zammervollste: die Zusammenziehung von Kunstarbeit und Industriearbeit und die traurige Geschicklichkeit, gute Einzelteile zu liefern bei völliger Unfähigkeit zu einem einigermaßen brauchbaren Ganzen. Die Darstellung als solche war widerlich, besonders durch die gehörzerreißenden Tongemische im Ensemble und im Chor. Der Tenor von neulich, Herr Silbert, hatte sich damals besser gemacht, weil er nicht so sehr wie diesmal forcierte. Als Aushilfe aus dem Gebiet des Kunstgefanges war bezeichnet Fr. Friederika Zartowska vom Warschauer Nationaltheater, die gut milt und in der Höhe auch leidlich singt, aber runderer Töne in der Tiefe und eine richtigere Atmung haben sollte.

Als Gegenstück zu diesem so häufigen Fehler war uns seinerzeit in der „Geisha“ die Gesangskunst der Darstellerin der Wolly Seantore, Mary Hagen, aufgefallen; und von einem neulichen Wiederholungsbesuch dieses Stücks, den wir einem Vertreter überlassen mußten, wurde uns diese Kunst bei dem Tanzlied vom Papagei als besonders bemerkenswert gerühmt. Sowohl diese „Geisha“-Auführungen im Lessing-Theater als auch verschiedene andre im Theater des Westens gesehen durch ein Ensemble-Gastspiel unter Leitung des Direktors des Centraltheaters. So wirkt diese Truppe trotz der seinerzeitigen Desorgans, die Operette ganz aufgeben zu müssen, für diese Kunstgattung und für eine sie eigentümlich pflegende Tradition

rüstig weiter. An jenem Wiederholungsbesuch hinderte uns das Anhören der vor kurzem wieder hervorgezogenen Operette Carl Zellers „Der Vogelhändler“. Welcher erhebende Abstand von jenem Orientalismus! Aber auch hier immer wieder der jahe Fall von feinsinniger musikalischer Höhe zum Rang des Publikums durch Possenreißer, und die gelungenen Stücken ohne ein ganzes Stück. Von den Darstellern genügt es, Herrn Max Heller in der Titelrolle und Henry Wildner als „Briefchristel“ zu nennen, eine prächtig spielende Sourette, die sich ja das Falschsingen wohl bald abgewöhnen wird.

Noch eine Kollision störte uns diesmal. Von dem Grundsatze nämlich, Gartenkonzerte u. dgl. zu übergehen, machten wir wieder eine Ausnahme und zwar zu Gunsten eines Konzerts des Charlottenburger Sinfonie-Orchesters unter Max Dahms. Die Ausnahme geschah nicht eigentlich, der an künstlerischen Natur Schönheiten reichen „Flora“ zu Liebe, in der das Konzert stattfand, sondern deshalb, weil hier die „Antilopenhörner“ produziert werden sollten, erfunden von Kammermusikus Hermann Schulz und bereits zur Einführung in der Armee angenommen. Es handelt sich um sogenannte Naturhörner, d. h. um Blasinstrumente, die, ohne Ventile und dergl., nur die im Grundton liegenden Naturtöne geben und mit diesen Tönen „Fanfaren“ blasen lassen; also schon eine interessante Abwechslung gegenüber den jetzt gewöhnlich einzig gebrauchten Instrumenten mit künstlich eingeschalteten Tönen. — Allein es ging auch diesmal wie so oft bei solchen Konzerten: drei Stunden waren um, die „Antilopen“ noch fern, und die hornige „Sulanith“ rief ins Theater. Also auf ein ander Mal!

Zwischen all dem nun auch einmal etwas ganz Echtes, ganz und allzu sehr Ernstes: zwei Konzerte des Philharmonischen Orchesters von Helsingfors, von denen unsre Kollisionen uns leider nur das zweite hören ließen. Und ein solches einmaliges Hören, mit einem leider erst im letzten Augenblick in die Hand geratenen Erklärungsbüchlein und — wegen Krankheit der zur Gesellschaft gehörenden Sängerin Jda Elman — ohne die anscheinend besonders charakteristischen Lieder: was läßt sich da von dieser finnländischen Musik tieferes aufnehmen und Genaueres berichten? So viel ist sicher, es handelt sich um eine durchaus künstlerische Leistung im Ganzen wie im Einzelnen, und in Komposition wie in Wiedergabe um einen tiefen Ton, dem das bei unsren Klassikern kaum je zu vermissende Heitere, Scherzhafte, Humoristische fast ganz und die uns sonst wohlbekannte Oberflächlichkeit der „leichteren“ Musik erst recht fehlt. Was macht die bei dieser finnischen Musik so sehr auffallende „Schwermütigkeit“ aus; und zu ihr treten dann noch ständige Jüge des Heroischen, Hochromantischen, künstlerisch Reichhaltigen, freilich auch mit Vorliebe für „starke Mittel“. Unter den vorgeführten Komponisten ist jedenfalls in erster Linie zu nennen der jugendliche Jean Sibelius, der übrigens dem kräftigen Beifall persönlich dankte. Seine Legenden aus „Kalevala“, seine „Entreatausik“ und eine Einlage, die „Londichtung „Waterland“, zeigen alle zwar nicht eine so selbstständig geprägte Harmonik und Geheimnisse, wie sie dem Norweger Grieg eigen sind, wohl aber eine reiche Melodik, Stimmenverarbeitung und Instrumentation, mit wenig Gemeinplätzen, außer einer Vorliebe für feierliche marschartige Motive im Stil Mendelssohns. Sonst sind freilich Wagner, Liszt und Tschaikowski, wie angegeben wird, die modernen Vorbilder unsrer Zimmländer; also Muster, die nicht gerade zum Einfachsten, Schlichtesten treiben — und gerade dieses dürfte den hier gehörten Komponisten noch am meisten fehlen. In Armas Järnefelts symphonischer Dichtung „Korsholm“, die anscheinend von Sibelius beeinflusst ist, fallen u. a. als eigentümlich auf: die häufigen rapiden mehrstimmigen Läufe und die mehrfache Verwendung des Beckens. Im übrigen ist namentlich zu erwähnen Robert Kajanus, der Schöpfer dieses gänzlich „europäisch“ gehaltenen Orchesters (42 Streicher usw.), sein Dirigent und zugleich ebenfalls ein tüchtiger Komponist; seine erste „finnländische Rhapsodie“ eröffnete wirkungsvoll den Abend und seine Schulung des Orchesters sowie seine ruhig-feste Leitung sind wohl die entscheidende Vollendung dieser ganzen Kunstwelt. Allerdings ist das dieser eigene Internationalität mit deutschem Hauptcharakter wohl noch auffälliger als ihre nationale Eigenart. —

sz.

### Kleines Heuilleton.

— Die Pflanzenwelt im Volksmunde. Wie in uralter Zeit, so herrscht auch in unsren Tagen noch in manchen Volkstheorien die Vorstellung, daß in den Wäldern geisterhafte Wesen wohnen: die sogenannten Dämonen, entweder Wald- oder Feldgeister, unter denen die wilden Mämer und die Holzweibchen die bekanntesten sind. Die wilden Mämer sind die Geister der wilden Natur des Waldes und des Gebirges, die der Kultur trocken, dann aber auch die Geister des grünen Lebens, des Wachstums. Ihre Frauen, die Waldfrauen, steigen oft in Mondnächten in die Lüfte. In manchen Gegenden verlieren aber die Waldfrauen das Mämerhafte, als Moosweiblein oder Holzweibchen gleichen sie dreijährigen Kindern, die spinnend oder strickend auf Kreuzweigen sitzen, sich auch mit den Menschen zu Tische setzen, freundlich und harmlos mit ihnen verkehren oder ihnen helfend bei der Arbeit beizugehen. Der alte Volksglaube an diese kleinen, moosgrünen Waldgeister, die sich die alten Germanen als Mittelglieder zwischen der Gottheit und den Menschen vorstellten, liegt manchem Brauche, den man noch jetzt hier

und da findet, zu Grunde. So läßt man im Frantentalde bei der Ernte drei Hände voll Flachs für die Holzweibel auf dem Felde liegen. In Neuenhammer in der Oberpfalz bindet man beim Ausraufen des Flaches vom Felde fünf bis sechs Galme, die man stehen läßt, oben in einen Knoten zusammen, damit das Hulsfalsch sich darunter setze und Schutz finde usw. Die Wald- und Feldgeister werden aber nicht nur als schadenbringende Gealten gefürchtet, sondern auch als nutzbringende Wohlthäter verehrt. Insbesondere sollen die Baumgeister die Nacht haben, Krankheiten zurückzunehmen. Deshalb umwandelt man bei Zahnschmerzen einen Birnbaum rechts und umfaßt ihn, indem man einen Spruch murmelt. In der Altmark binden Kopfwehkrante einen Faden zuerst dreimal um ihr Haupt und hängen ihn dann in Form einer Schlinge an einen Baum; fliegt ein Vogel hindurch, so nimmt er das Kopfweh weg. Alle diese abergläubischen Bräuche sind nichts als allerdings oft arg entstellte Ueberreste der altgermanischen Götterzeit. Die Mythen jener Urzeit hatten aber einen tiefen Sinn, der uns von Sagen Kunde davon giebt, daß unsre Vorfahren ihre ganze Weltanschauung auf die Natur und ihren Wechsel bauten. Die Bäume, als menschliche Wesen gedacht, waren heilig und unverleßlich. Grausame Strafen standen nach den alten Rechtsgewohnheiten einzelner Orte auf Schändung der Bäume. Noch heute sprechen die Holzarbeiter in der Oberpfalz von Waldbäumen wie von Menschen und bitten den schönen, gesunden Baum um Verzeihung, ehe sie ihm „das Leben abthun“. Die Verschmelzung zwischen Mensch und Baum war schließlich so innig gedacht, daß man die Bäume wie Menschen betrachtete. In Westfalen kündigt man noch jetzt den Bäumen den Tod des Hausherrn an, indem man sie schüttelt und spricht: „Der Wirt ist tot“. Heilige Bäume „bluten“ beim Verlegen. Blutbäume, welche aus dem Blute schuldlos Gerichteter entstanden sein sollen, giebt es noch heute an manchen Orten, beispielsweise die Blulinde zu Frauenstein bei Wiesbaden. Gewisse Bäume geossen noch eine besondere Verehrung, weil man sie als persönliche Geschenke gewisser Gottheiten betrachtete. Insbesondere waren die Eiche, Esche, Linde, Birke und die Hahel den alten Germanen heilige Bäume. Auch dieser altgermanische Baumkultus hat sich in einzelnen Ueberresten bis heute erhalten. In manchen Gegenden Niederachsens und Westfalens erhält sich die Verehrung heiliger Eichen bis in die neueste Zeit. Im Raderbornischen befindet sich eine solche, zu der die Bewohner von Kahlenberg und Bormeln noch jetzt in feierlichem Zuge gehen. Die Birke war bei den alten Germanen ein echter Freudenbaum, unter dem sie die Frühlingsfeste feierten. Als Nachklang dieses Brauchs ist unsre heutige Sitte anzusehen, unsre Wohnungen zu Pfingsten mit Birkenzweigen zu schmücken. Die Hahelmuß galt in der altdeutschen Mythologie als das Sinnbild des Lebens und, weil sich die Hahelrinne oft gepaart finden, auch als ein Zeichen des ehelichen Glücks. Im Schwarzwald tragen die Hochseiter noch heute eine Hahelkrone, und wenn in einem Jahre viele Hahelrinne wachen, gilt es als ein Zeichen, daß viele Kinder zur Welt kommen werden. — („Tägl. Rundschau.“)

— Versand lebender Fische. Alfred Jaich schreibt in der Wochenchrift „Kerthus“: Der Versand lebender Fische ist immer noch ein heisser Punkt für den Züchter und Händler und bekanntlich leiden die Fische ja immer etwas infolge des Sauerstoffmangels. In den heißen Monaten gestaltet sich der Transport am schwierigsten, ja wenn er überhaupt nicht unmöglich wird; einheimische Fische zum Beispiel lassen sich an heißen Tagen nicht versenden. Bei einer neuen, von einem Engländer gemachten Erfindung, tritt das Wasser behufs Vermeidung beständiger Erneuerung in dauernde Verührung mit Sauerstoff. Letzterer befindet sich in einem oder mehreren innerhalb des Wassers angebrachten Hohlkörpern, die an ihrer Unterseite offen und teilweise mit Wasser gefüllt sind. Anstatt in besonderen Behältern kann sich auch der Sauerstoff direkt in dem das Wasser mit den Fischen enthaltenden Gefäße befinden. Der obere, den Sauerstoff enthaltende Teil des Behälters ist dann kegelförmig gestaltet; an die eine Seite des Kegels schließt sich ein Rohr an, in dem sich eine Wasserfäule befindet, welche dem Druck des Gases das Gleichgewicht hält. In den Behälter hinein ist das Rohr mittels einer Scheidewand verlängert. Ob bereits größere Versuche mit dieser neuen Erfindung gemacht und wie weit diese praktisch erschienen sind, entzieht sich leider noch der Kenntnis; jedenfalls dürfte es sich empfehlen, die Idee, Sauerstoff direkt mit Wasser in Verbindung treten zu lassen, im Auge zu behalten und eventuell Versuche anzustellen. —

### Aus dem Tierleben.

— Die Tanzmaus ist, wie Dr. H. Haeseler in der Wochenchrift „Mutter Erde“ schreibt, weder als eine spezielle Tiergattung Japans, noch als ein Kulturprodukt anzusehen. Wie sollte gerade auch dieses Tier zum Tanzen dressiert sein. Wie ich zum erstenmal ein solches Tier sah, schreibt Haeseler, sprach ich die Vermutung aus, daß sie in Kesseln leber, welche ihnen eine ausgiebige Bewegung nur freijend gestatte. Daß aber die Scheidung im Grunde kein Kulturprodukt sein kann, beweist der Umstand, daß sie bereits im Mutterleibe vorhanden ist. Jeder, der sich mit Darwinismus nur ein wenig beschäftigt hat, weiß, daß die Wesen im Mutterleibe ihre Urstadien noch einmal kurz repetieren. Stamme die Scheidung aus der Kulturzeit, so bekäme sie erst das erwachsene oder fast erwachsene Tier. Tatsächlich sieht man in den kunstgewerblichen Museen allerdings, wie die Japaner mit Vorliebe Mäuse, Frösche, Taichentriebe zc. zum Protiv ihrer Kunst nehmen. Aber Japaner, die ich in Berlin fragte,

kannten in ihrer Heimat keine Tanzmäuse. Kurzum, sagen wir ruhig, die Tanzmaus hat mit der Hausmaus, die rein rote Junge zur Welt bringt, direkt nichts zu thun; sie ist eine andere Gattung, wahrscheinlich eine für sich bestehende Art Feldmaus. Hinzukommt, daß die Tanzmaus keine Allesfresserin ist wie die Hausmaus, was sie doch in der Kultur sicher nicht abgestreift haben würde. Sie frißt Getreide, sonst fressen die Tanzmäuse nichts, außer Milch natürlich, — weder Obst, noch Speck oder sonst animalisches. Wir füttern sie deshalb mit Vogelfutter und Brot, und in der Säugezeit außerdem mit Milch. Die Klugheit der Tanzmäuse ist groß, wie ja die Intelligenz der Ratten und Mäuse auch im allgemeinen bekannt ist. Wir hatten ihnen ursprünglich für ihr „Gehöft“ oder ihren Fress- und Zummelplatz eine Unterlage von Papier und in ihre Kistchen Watte gegeben. Als Junge da waren, riß die Mutter das ganze Papier in kleine Fetzen und bettete ihre Jungen darauf, oberhalb der Watte, in die sie sich anscheinend nicht verwickeln sollten. Wir geben den Tieren jetzt ausschließlich Papier, das sie am liebsten haben. Es ist dies auch für den Pfleger ein äußerst bequemes Mittel. Auf dem Boden der Kisten liegen Postkarten-Streifen, die keinerlei Masse ins Holz gelangen lassen. So gehalten und gut gepflegt sind die Tanzmäuse tugendhafte Tierchen, und auch ihr Geruch ist ein unbedeutend ammoniakalischer. Während der kurzen Pension, in die wir die Mäuse gaben, sollten sie sehr wild gewesen sein, sich viel gebissen haben, hoch in die Höhe gesprungen sein, um zu entkommen, übel gerochen, Junge gefressen haben etc. Dies trifft für dieselben Tiere in unsrer Pflege in keiner Weise zu, und man muß auch ohne weiteres annehmen, daß auch hier die Haltung, das Futter, kurz, die Kultur den Unterschied hervorruft. Auch der Mensch, der hungrig, wäscht und frisiert sich weniger sorgfältig wie der Wohlhabende und Satte. —

**Aus der Pflanzenwelt.**

— Ueber die Spannungsfestigkeit der Wurzelsysteme sprach in der letzten Sitzung der Niederrheinischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde zu Bonn Professor Dr. Koll; die „Kölnische Zeitung“ entnimmt dem Vortrage folgendes: Anknüpfend an die Erscheinung der einseitigen Anordnung aller Nebenwurzeln auf der Konvexseite gekrümmter Mutterwurzeln wurde gezeigt, daß die beiden wichtigsten Funktionen des Wurzelsystems, die Aufnahme der Nahrung und die Verankerung der Pflanze im Boden, in gleicher Weise Nutzen daraus ziehen. Die Nahrungsaufnahme wird insofern begünstigt, als das Substrat durch die auf den Krümmungen stets nach auswärts gerichteten Nebenwurzeln im weitesten Umkreis der Ausdehnung unterworfen sind. Es werden dabei zumal auch jene Endparthien von Nebenwurzeln noch durchwachsen und aufgeschlossen, aus denen die Mutterwurzel durch Krümmungen abgelenkt worden ist. Aus den kontaktfähigen hervorgehenden Nebenwurzeln würden sich dagegen, auf engem Raume zusammengedrängt, gegenständig in ihren Aufgaben behindern und sehr unzuverlässigen Bedingungen ausgesetzt sein. Auffälliger noch als diese Vorteile in der Erschließung des Bodens ist der Nutzen der konvergierenden Ausstrahlung der Seitenwurzeln für die Verankerung der Pflanze. Wenn eine Pflanze mit gekrümmten Wurzeln, wie sie in der Regel vorliegen, aus dem Boden gelodert werden soll, so wird der Zug zunächst darauf hinwirken, die Wurzeln gerade zu strecken, so wie jedes auf dem Boden freiliegende gekrümmte Stüd sich, einseitigem Zuge nachgebend, gerade streckt. Sobald sich die Krümmungen der Wurzel zu verflachen beginnen, ist auch eine Lockerung der Pflanze im Boden eingetreten. Es wird also darauf ankommen, einer Verflachung der Ausbiegungen entgegen zu wirken. In diesem Sinne wirken nun alle konvergierend entspringenden Nebenwurzeln, ganz besonders aber jene, welche auf der Mitte der Kurven am meisten auf Zug beansprucht werden und welche, am kräftigsten von allen sich entwickelt zeigen. Die nachträgliche Verkürzung der Wurzeln wirkt aber mit Hilfe der konvergierend ausstrahlenden Seitenwurzeln nicht nur einer Verflachung entgegen, sondern im Gegenteil auf eine Verhärtung der Kurven und somit auf eine erhöhte Spannungsfestigung des Systems hin, während kontaktfähig stehende Wurzeln in gleicher Weise auf eine Verflachung der Biegungen und auf eine Verminderung der Festigung im Boden hinarbeiten würden. Die konvergierende Anordnung der Nebenwurzeln bietet also in doppelter Beziehung außerordentliche Vorteile und man darf sich deshalb nicht wundern, sie so allgemein bei Wurzeln verbreitet zu finden. Die Spannungsfestigung des ganzen Systems kombiniert sich mit der zugfesten Konstruktion der einzelnen Wurzelsäule zu einer mechanischen Leistungsfähigkeit, welche den höchsten Anforderungen, die in dieser Beziehung an das Wurzelsystem gestellt werden, gewachsen ist. —

**Technisches.**

og. Die Ergebnisse des ersten Aufstiegs mit dem lenkbaren Luftschiff des Grafen Zeppelin sagt Professor Dr. Hergesell in Strahburg, der bei allen Vorbereitungen und Vorberatungen, die dem Aufstieg bei Friedriehshafen am 2. Juli d. J. vorhergingen, anwesend und mitthätig war, in einem längeren, soeben von der „Strahburger Post“ veröffentlichten Aufsatz dahin zusammen: Graf Zeppelin hat erwiesen, daß sein Luftschiff eine durchaus geeignete Konstruktion erhalten hat, um in den Lüften als brauchbares Fahrzeug thätig zu sein. Dasselbe besitzt die erforderliche Festigkeit und Steifheit, um auch in gefülltem Zu-

stand die notwendige Belastung ohne wesentliche Deformationen (Formveränderungen) zu ertragen. Das Luftschiff kann ferner leicht abgewogen und äquilibrirt (ins Gleichgewicht gebracht) werden, derart, daß es in schwebendem Zustande durchaus in den Händen seines Führers ist, der ihm entweder durch Ventilziehen oder Verschiebungen des Laufgewichts ohne Gefahr Neigungsveränderungen geben darf, die bei laufenden Maschinen zu vertikalen Bewegungsänderungen benutzt werden können. Es wurde der Beweis erbracht, daß das Luftschiff in Beziehung auf seine Bewegungsfähigkeit den Anforderungen entspricht, die Graf Zeppelin selbst angestellt hat. Dagegen hat die ursprüngliche Einrichtung, die dazu bestimmt war, die Stellung der Horizontalachse des Fahrzeugs um kleine Winkel zu verändern, bei dem ersten Versuche verlagert, da der Mechanismus, der zu diesem Zweck das Laufgewicht verschieben sollte, nicht funktionierte. Es gelang jedoch auf andre Weise, nämlich durch Ziehen der Ventile an den einzelnen Zellen (Schotts) des Ballonkörpers, die Lage der Horizontalachse beliebig zu verändern. Bald neigte sich die vordere Spitze, bald der hintere Teil dem Wasser zu, je nachdem ein Vorder- oder Hinterventil gezogen war. Von einem Unstabilwerden des Fahrzeugs infolge dieser Neigungsveränderungen war keine Rede; das Luftschiff war in dieser Hinsicht vollständig in den Händen des Führers.

Das Fahrzeug kann ferner durch geeignete aeronautische Vorrichtungen leicht und bequem gelandet werden. Allerdings gebietet zunächst die Vorsicht, die Landung auf einer Wasseroberfläche zu vollziehen; dann aber ist sie sowohl für die Führer als auch für das Material ohne Gefahr. Die Wiederholung der Fahrt ist auf diese Weise gewährleistet. Die Motoren des Schiffes und die Luftschrauben haben sich allgemein als zweckmäßig erwiesen; die Verbindung zwischen ihnen ist sicher und gefahrlos. Die Motoren sowohl wie die Schrauben scheinen bei nicht zu großer Windstärke von genügender Leistungsfähigkeit zu sein. Dafür spricht sowohl die Vorwärtsbewegung des Floßes, als das Luftschiff, an daselbe gefesselt, nach der Landung auf dem Wasser schwamm, wie auch die Thatsache, daß es dem Führer lediglich durch den Gebrauch der Schrauben gelungen ist, ein erhebliches Abweichen seines Fahrkurs von der Windrichtung zu erreichen.

Die Steuervorrichtungen des Ballons haben sich nicht bewährt; sie müssen geändert werden. Sowohl der Mechanismus ihrer Bewegung muß eine Aenderung erfahren, als auch die Größe und Stellung der Steuerflächen ist abzuändern. Das letztere erscheint deshalb notwendig, damit Sicherheit gewonnen wird, daß die sekundären Steuervorrichtungen, die der Ballon selbst infolge leichter Deformation immer entwickeln wird, vollständig gegen die Wirkungen der eigentlichen Steuervorrichtungen in den Hintergrund treten. Es sind somit nur kleine technische Aenderungen, die vor einem neuen Fluge des Luftschiffs zu treffen sind. Daß die weiteren Auffahrten auch neue Fortschritte bedeuten werden, können wir mit Sicherheit erwarten. —

**Humoristisches.**

— Passendes Beispiel. Lehrer: Wer kann mir zu dem Sprichwort: „Von Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt“ wohl ein Beispiel aus dem Leben nennen?

Fritz: Wenn Vadder mir verteilen will un er kriegt von Muddern Senge. —

— „Da werden sich die Fländerer wundern...“ Ein alter Haifisch aus der chinesischen Gegend: Donnerwetter, die Schieferei, das ist ja zum Taubwerden! Und das nennen die Geographen den „stillen“ Ocean! —

— Im Sensationsnachrichten-Bureau. A.: Ich denke, alle Europäer in China sind ermordet; und jetzt stehen sie schon wieder vor Peking?

B.: Nun ja, die Toten reiten schnell. („Lust. Bl.“)

**Notizen.**

— Anlässlich der Venvenuto Cellini-Centenarfeier am 2. November 1900 soll in Florenz eine große Ausstellung antiker und moderner Goldarbeiten, Silberarbeiten usw. veranstaltet werden. Bei dieser Gelegenheit will auch der erste Kongress der italienischen Goldschmiede in Florenz zusammentreten. —

ar. Das Ergebnis der zweiten SeceSSIONS-Ausstellung stellt sich noch günstiger als das der ersten. So ist, was die Verkäufe anlangt, schon jetzt die im Vorjahr erzielte Summe erheblich überschritten. —

— In den sämtlichen deutschen Universitäten sind in diesem Sommer 618 Frauen zum Besuche der akademischen Vorlesungen zugelassen. —

— Technische Kautschuk- und Gummiwaren, die hart und spröde geworden sind, erhalten ihre Elasticität wieder, wenn man sie, wie der „Praktische Wegweiser“, Würzburg, schreibt, in eine Mischung von 1 Teil Ammoniak und 2 Teilen Wasser legt. —

— In einem Orte Oberbayerns reichte kürzlich der Totengräber sein Entlastungsgesuch mit der klaffischen Begründung ein: „Wenn kein Mensch stirbt, so kann der Mensch nüt leben.“ Ob dem Ansuchen stattgegeben wird, darüber soll die nächste Gemeinderatsitzung entscheiden. —